

Die Presse, Samstag 25. April 2020.

Sie war eine der ersten Juristinnen Österreichs, kämpfte gegen repressive Erziehungsheime und gestaltete in den 1970ern an der Seite von Christian Brodas die Reform der Straf- und Familienrechts maßgeblich mit: Elisabeth Schilder (1904 bis 1983) – Erinnerung an eine Vergessene.

Von Karl Fallend

## **„Mäderl, was fällt denn dir ein!“**

Das Jahr 1919 war ein besonderes Jahr. Zum ersten Mal durften Frauen die Universität Wien betreten, um Jus zu studieren. Juristinnen! Und? Weiter? „Lernen, Doktor werden durften wir, aber mit dem Gelernten unser Brot verdienen – da hört die Gleichberechtigung auf“ protestierte noch zehn Jahre später eine frischgebackene Dr. jur. in der Arbeiter-Zeitung. Richterin zu werden, daran war gar nicht zu denken. „Ein alter Richter“, so die junge Juristin, „antwortete mir einmal auf eine diesbezügliche Frage mit väterlichem Lächeln: ‚Aber Mäderl, was fällt denn dir ein!‘“ Der Mann hätte sich gewundert, was dem „Mäderl“ noch alles einfiel. Eine Ausbildung zur Fürsorgerin zum Beispiel, wohlweislich noch während ihres Studiums, oder ein anschließend absolviertes zweites Studium der Staatswissenschaften. Für die junge DDr. Elisabeth Schilder war dies alles keine Karrieregarantie. Sie suchte und fand andere Möglichkeiten.

Elisabeth Schilder – 1904 in Wien geboren – war die einzige Tochter einer assimilierten jüdischen Bürgersfamilie. Von den Eltern unterstützt, kam sie früh in Berührung mit der sozialdemokratischen Bewegung, die ihre soziale und politische Heimat wurde. Bereits im Gymnasium politisch aktiv und wenig später engagiert bei den sozialistischen Studenten, war es Käthe Leichter, die der jungen, temperamentvollen Juristin in der Frauenabteilung der Arbeiterkammer eine erste Beschäftigung ermöglichte. Die meisten Erfahrungen sammelte Elisabeth Schilder jedoch als Leiterin der Frauenrechtsschutzstelle im Wiener Arbeiterbezirk Ottakring von 1930 bis

1933. In der direkten Konfrontation mit den brennenden Fragen des Alltagslebens proletarischer Frauen, schärfte sich ihr Blick für politisch-ökonomische und juristische Missstände. Es waren hunderte, die vor Ort um Rat und Hilfe suchten: Geprügelte Frauen, die rechtlos nach der Scheidung auch ihre Wohnung verloren; alleinerziehende Mütter, die durch die Arbeitslosigkeit hilflos waren, oder verzweifelte Frauen, die verständnislos einem Ratenkauf zustimmten und ausgeliefert waren. Schilder: „Was den Männern der Alkohol, war den Frauen der Ratenhändler“. Die juristischen Einblicke in diese prekären Lebensverhältnisse vermochte Elisabeth Schilder zweifach zu kultivieren: einerseits, die Fähigkeit komplexe juristisch- und ökonomische Sachverhalte in einfache Sprache zu übersetzen und andererseits diese Übersetzungen publizistisch einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen – und das ihr Leben lang. Neben zahlreichen Artikeln über Wohnungs-, Ehenot oder Prostitution, auch einen „Ratgeber für die proletarische Frau“, die sie gemeinsam mit ihrer Freundin Ella Reiner (spätere Lingens) verfasste: „Was muß jede Frau vom Recht wissen?“. Die radikalen politischen Ereignisse von 1933 und 1934 setzten diesem Engagement ein abruptes Ende und die ebenso radikalisierte Elisabeth Schilder musste in den Untergrund, wobei sie sich auf ein soziales Netzwerk stützen konnte, das seit den Schul- und Universitätsjahren gewachsen war. In der Klandestinität wirkte sie vor allem als Journalistin und verfasste für den „Informationsdienst der Revolutionären Sozialisten“ zahlreiche aktuelle volkswirtschaftliche Analysen. Anfang 1938 noch einige Beiträge unter dem Pseudonym Lise Zellhoff.

Mit dem Einmarsch der Nationalsozialisten in Österreich war keine Zeit zu verlieren. Bereits zwei Tage später saß Elisabeth Schilder im Zug via Schweiz nach Paris, wo sie sich als Fluchthelferin in der „Auslandsvertretung der österreichischen Sozialisten“ engagierte. 1939 gelang es ihr gar die 72-jährige Mutter nach Paris zu holen – der Vater war 1937 verstorben. Auch in Paris verliebte sie sich in den geflüchteten Wiener Rechtsanwalt Erwin Pollach. Als im Mai 1940 die deutschen Truppen in Frankreich einmarschierten, flohen die drei nach Südfrankreich, wo die Mutter in einem Kloster in Fons Unterschlupf fand. Elisabeth Schilder und ihr Lebensgefährte wurden im Lager Gurs interniert. Über ein Jahr dauerte

diese Gefangenschaft. Erwin Pollach wurde nach Auschwitz deportiert und ermordet, während Elisabeth Schilder die Flucht zu ihrer Mutter gelang. Im Sommer 1945 kehrte Schilder nach Paris zurück, um als Fürsorgerin im „Jüdischen Komitee zur Rettung und Obsorge jüdischer Kinder“ zu arbeiten, wobei ein Erlebnis ihren weiteren Lebensweg bestimmen sollte.

„Die Buchenwalder Kinder kommen“ schallte es durch die französische Öffentlichkeit. Schilders Komitee war gefordert und mit einer sozialen Arbeit konfrontiert, die keine Erfahrungswerte kannte. Die „Kinder“ waren nämlich Jugendliche zwischen 14 und 19 Jahre, nicht rein und tugendhaft wie angenommen, sondern „verwahrloste Jugendliche“, die ohne Bildung, vom Überlebenskampf im Konzentrationslager gezeichnet, Kinder blieben, gleichzeitig „überreif“ waren und jetzt von der Gesellschaft einforderten, was sie die letzten Jahre zu entbehren hatten. Die Fürsorgerinnen gaben was sie konnten, Zuneigung und jegliche Unterstützung. Einer der Jugendlichen, der 17-jährige Heinrich Sokoler aus Polen, dessen Eltern im Holocaust ermordet wurden, fand Schilders besondere Zuneigung. Sie nahm den Jungen in ihre Obhut und kehrte mit ihm und ihrer Mutter im Herbst 1946 nach Wien zurück.

Aber was tun? In einer zerbombten Stadt, die allzu vieles erlebte, nur keine Stunde Null. Viele von Schilders Freunden gingen ins Exil, viele wurden ermordet. Die Zurückgekehrten mit ihren je eigenen Erfahrungen fanden keine offenen Arme, was ihre Verbindungen noch inniger schließen ließ. Der Journalistin Trautl Brandstaller gegenüber beschrieb Elisabeth Schilder diese Stimmung: „es kam mir ein bißchen so vor, wie wenn aus der Sintflut einige Tauben auftauchen.“ Eine einsame Stimmung, die sie wohl auch im Jugendamt der Stadt Wien erleben musste, wo sie 1946 als Juristin eine Anstellung fand. Ein Amt, in dem der autoritäre Geist der jüngeren Vergangenheit noch kontinuierlich wehte und das Selbstverständnis vieler Fürsorgerinnen noch im Zeichen von Kontrolle und ‚Amts-Kapperl-Methode‘ stand. Ein offener Gedankenaustausch war dort nicht zu erwarten. Den fand sie bei den wenigen Freud-Schülern, die versuchten an die Blütezeit der Psychoanalyse in der Ersten Republik anzuschließen. Vorneweg August Aichhorn, der Elisabeth Schilder lebenslang Vorbild war, da er im Umgang mit „verwahrlosten Jugendlichen“, einen Paradigmenwechsel in der

Sozialarbeit begründete. Keine Prügel, kein böses Wort war seine Devise und als oberster Grundsatz: „Absolute Milde und Güte; nicht Anwalt der Gesellschaft, sondern Anwalt des Verwahrlosten zu sein.“ Ein Grundsatz, den auch Schilder für ihr weiteres Engagement übernahm und der gepaart mit ihrem expressiven Temperament wenig Applaus fand. Eine baldige Versetzung vom Jugendamt in die Zentralstelle für Vermögensangelegenheiten war die logische Folge. Zuvor konnte sie aber noch mit Aichhorn und fortschrittlichen Mitarbeiterinnen an der Gründung der ersten Child-Guidance-Clinic mitwirken, wo die aus den USA kommende „Case-Work-Methode“ mit ihrem Schwerpunkt auf helfende, individuelle Beziehungsarbeit als Antithese zum Führerprinzip, ihren Niederschlag fand. Beruflich war der Karriereweg von Elisabeth Schilder als Juristin am Magistrat der Stadt Wien geordnet gesichert: Als Senatsrätin bis zu ihrer Pensionierung als Leiterin des Bezirksamtes im 3. Bezirk. Privat wählte sie jedoch einen Lebensentwurf, der aus der Norm fiel. Ihr drängender Kinderwunsch führte in den 1950er Jahren zur Adoption zweier Mädchen, die sie mit Hingabe aufzog. Die berufstätige, alleinerziehende Mutter, hatte noch Elan sich als Juristin federführend einzubringen. Dabei ist eine außerordentlich innige Freundschaftsbeziehung von Bedeutung, die ihr praktische und politische Möglichkeiten eröffnete, die sonst nicht zu haben sind. Der zwölf Jahre jüngere Christian Broda, den Schilder aus der Zeit der Illegalität kannte, war die bedeutsamste Taube aus der Sintflut, auf die sich Schilder uneingeschränkt verlassen konnte – und vice versa. Nur privatim, nicht öffentlich, stand Schilder auch dem späteren Justizminister Broda vertrauensvoll mit Rat und Tat zur Seite. In der zweiten Reihe beteiligte sie sich an der Ausarbeitung der Großen Strafrechtsreform und Familienrechtsreform. Ein Engagement, das sie regelmäßig publizistisch begleitete, wobei die innige Beziehung in Freundeskreisen – so Dorli Simon – ein treffendes Bonmot fand: „Brodalein und Schwesterlein“. Ihr geteilter politischer Idealismus traf sich in der Vision von einer gefängnislosen Gesellschaft. Keine Gesellschaft werde dadurch besser, wenn sie sehr viele Gefängnisse hat und daher dürfe die Freiheitsstrafe nur allerletztes Mittel sein. Vor allem den schuldlos schuldig gewordenen Jugendlichen muss anders begegnet werden. Spätestens durch die Erfahrungen mit ihrem

Schützling, dem jugendlichen KZ-Überlebenden Heinrich, war ihr dieses Thema ein Herzensanliegen.

In Österreich fanden straffällig gewordene Jugendliche keine Gnade, sondern repressive Erziehungsheime. Im Jahre 1952 revoltierten hunderte im berühmten Erziehungsheim Kaiserebersdorf gegen ihre Zucht- und Ordnungshüter. Es war der knapp dreißigjährige Anstaltspsychologe Sepp Schindler, den Schilder aus der Child-Guidance-Klinik kannte, der – wie sie – die Revolte als Hilferuf und Mahnung verstand. Elisabeth Schilder unterstützte öffentlich die Argumentation Schindlers und kritisierte vehement die Anstaltsleitung, die fehlende Ausbildung der Erzieher und die fehlende psychologische Betreuung der Jugendlichen. Schließlich kam es 1957 zur Gründung der „Arbeitsgemeinschaft Bewährungshilfe“, deren Leitung Elisabeth Schilder 1961 übernahm. Eine Position mit Gestaltungsmöglichkeiten, zumal ein direkter Draht zu Justizminister Broda bestand, den sie – vor allem ab 1965 als Pensionistin und hauptamtliche Obfrau der Bewährungshilfe – zu nutzen wusste. Ihr Engagement führte in knapp zwanzig Jahren zu zahlreichen Initiativen: Kampf den Großerziehungsheimen und dafür Schaffung von betreuten Wohngemeinschaften; Ausbildung der Bewährungshelfer, wobei ihr eine psychoanalytische Orientierung am Herzen lag; Errichtung der ersten Drogenberatungsstelle unter dem Motto „Therapie statt Strafe“; Ausbau der Bewährungshilfe auch für Erwachsene und Aufbau von Außenstellen in den Bundesländern. Dabei war Schilders resoluter Führungsstil legendär. Sie schützte und beschützte ihre Mitarbeiter\_innen, machte kein Hehl daraus, wer in ihrer Gunst und wer ihr nicht zu Gesicht stand und in hitzigen Auseinandersetzungen konnte es schon vorkommen, dass die Handtasche durchs Zimmer flog. Ihrer Unterstützung war man jedoch sicher, wenn Feuer am Dach war.

Elisabeth Schilder verkörperte über knapp zwei Jahrzehnte die soziale Institution der Bewährungshilfe, die heute noch so wertvolle Arbeit leistet. Nur schweren Herzens konnte sie sich im Sommer 1981 von der Leitung trennen. Sie verkörperte ein Frauenleben, das auf Eigenständigkeit pochte und widerständig ihre politischen Ideale durch die Katastrophen des 20.

Jahrhunderts aufrecht hielt. Sie starb am 18. Februar 1983 in Wien und geriet überwiegend in Vergessenheit.

Mitte Mai erscheint:

Gabriella Hauch / Karl Fallend (Hg.): „Aus der Sintflut einige Tauben“. Zu Leben und Werk von Elisabeth Schilder. Löcker-Verlag. Wien, 2020.